

Land der Wunder – Land der Monster: Unser Chinabild in Vergangenheit und Gegenwart

Karl-Heinz POHL

Eine Geschichte des Chinabildes in Europa ist auch die Geschichte der Begegnung zwischen Europa und China: Die Art der Begegnung – freundlich oder unfreundlich – bestimmt das Bild voneinander: positiv oder negativ.¹ Jedoch wird das Bild auch indirekt bestimmt – vor allem durch eigenkulturelle Wunschvorstellungen und Ängste. So wird im Folgenden insgesamt ein Schwanken des Chinabildes vom Altertum bis zur Gegenwart deutlich werden, und zwar eine Ambivalenz zwischen einer dort vermuteten idealen Welt (alles ist besser – ein Land der Wunder) und einer dort ebenfalls gesehenen schrecklichen Welt (ein Land der Monster und Unmenschlichkeit). Vor allem letztere Sicht auf China scheint sich seit Jahrzehnten in der Gegenwart verfestigt zu haben. Als weitere Konstante wird sich feststellen lassen, dass das Land zu Europa immer eine Gegenwelt bildete und es insofern bis heute die Aura des „Geheimnisses des Ostens“ bewahrt hat – womit China auch zum Inbegriff der Unverständlichkeit geworden ist.

1 Von indirekter Kenntnis im Altertum zu ersten direkten Kontakten mit China zur Mongolen-Zeit

Im Altertum gab es noch keine direkten Kontakte zwischen China und Athen oder Rom. Jedoch hatte man aufgrund des indirekten Handels zwischen Europa und Asien einen Namen für das ferne, doch unbekanntes Land: Im hellenistischen Griechenland nannte man die Chinesen *Sinai* (wohl abgeleitet von dem Namen der ersten reichseinigenden Dynastie der Qin). Die Kunde davon gelangte über den Seehandel zu den Griechen. Die Römer hingegen wussten von den Chinesen über den innerasiatischen Landhandel auf der Seidenstraße. Sie nannten China nach dem Produkt, das sie von dort einfuhrten und in hohem Maße schätzten: *Serica*, und die Menschen *Serer* – die „Seidenmenschen“ (*seres* = Seide; möglicherweise abgeleitet vom chinesischen Ausdruck für Seide; heutige Aussprache: *si*). Für die Römer war die Seide ein Luxusprodukt, das seinen Preis hatte: einen

1 Der Artikel greift in einzelnen Passagen auf das erste Kapitel von Pohl 2020 zurück, die erweitert und ergänzt wurden.

realen (sie wurde gleichsam in Gold aufgewogen) und einen moralischen: Die aus Seide hergestellten Gewänder für die römischen Frauen enthüllten offenbar mehr, als sie verbargen. Das Tragen von Seide wurde also in Rom zur Manifestation gesellschaftlicher Dekadenz, und so ist es nicht verwunderlich, dass der Senat im Jahre 16 n. Chr. ein Verbot gegen das Tragen von Seide erließ. Allerdings bedeutete dies keinen Image-Schaden für die Serer. Die in China noch in dichtgefaserter Form verwendete Seide wurde nämlich erst in Rom aufgefaserter und zu durchsichtiger Gaze verarbeitet. Vielmehr galten die Serer in den Schriften als moralisch vorbildlich – eine Idealisierung (mit einer erhofften exemplarisch-didaktischen Wirkung), wie man sie von Tacitus hinsichtlich der Germanen kennt.

Erste direkte Kontakte zwischen Europa und Innerasien geschahen durch zwei Ordensmänner (Franziskanermönche): Johannes Plano Carpini (1185–1252) und Wilhelm von Rubruk (1220–ca. 1275), wobei der eine vom Papst, der andere vom französischen König ausgesandt wurde, um vor dem Hintergrund des Mongolensturms auf Europa (Dschingis Khan starb 1227) und des vorrückenden Islams eine politische Annäherung mit den Mongolen zu erreichen. Sie gelangten in der Mitte des 13. Jh. in die Hauptstadt der Mongolen (Karakorum). Durch ihre Berichte aus dem Vorhof von China, dazu am Vorabend der Errichtung der mongolischen Yuan-Dynastie in China (1280–1368), erhielt China nun eine „Wirklichkeitsdimension“ – in Ergänzung zu Mythos oder Legende. Doch blieb die Wahrnehmung noch sehr verzerrt, d.h., sie wurde vornehmlich von der religiösen Perspektive der beiden Franziskaner bestimmt. In dieser Zeit tauchte ein neuer Name für China auf, der eine Beziehung zu historischen Entwicklungen trägt: Kathay (engl.: Cathay). Er bezieht sich auf einen Nomadenstamm mit dem Namen Kitai, der bereits lange vor der Machtübernahme der Mongolen den Norden Chinas beherrschte und dort die Kitan-Dynastie (chin.: Liao-Dynastie, 907–1125) errichtete. Wilhelm von Rubruk äußerte zum ersten Mal die Vermutung, dass das Land Kathay das Land der Serer sein müsse. Rubruk berichtet jedenfalls vom Gebrauch des Papiergeldes in China, was für Europa seinerzeit ein Novum war. Außerdem schreibt er, die Chinesen benutzten zum Schreiben einen Pinsel wie die Maler, und in ein Bild würden sie mehrere ‚Buchstaben‘ hineinzeichnen, die ein Wort bedeuteten.

Rubruks und Carpinis Perspektive blieb jedoch von ihrer Religion bestimmt: Es ging ihnen vor allem um Bekehrung der dem „Götzendienst“ anhängenden Mongolen. Rubruk soll, als er die großen Khane traf,

sein Messgewand angelegt, sein Begleiter ein Weihrauchfass geschwungen und beide sollen „Salve Regina“ gesungen haben, indem sie in die Jurten traten; für die Damen soll er ein bebildertes Psalmenbuch als Geschenk zurückgelassen haben...² So lässt sich hier bereits ein bleibendes Muster interkultureller Begegnung festhalten: Die Wahrnehmung ist verzerrt durch eine ethnozentrische Einstellung, nämlich bestimmt vom ideologischen Rahmen (Religion, Politik) des Betrachters. So geschieht die Beurteilung des Fremden nach den jeweils eigenen Idealen, und die eigenkulturellen Auffassungen werden auf das Fremde übertragen. Wie wir sehen werden, hat sich dieses Muster bis heute in interkulturellen Begegnungen zwischen China und Europa gehalten.

Während der Mongolenzeit sollen die legendenumwobenen Reisen von Marco Polo und dessen Vater nach China stattgefunden haben (1260–1295), die China (bzw. das Land „Kathay“) für Europa im 13. Jahrhundert „entdeckten“. Marco Polo war ein Juwelenhändler und kein Ordensmann, insofern änderte sich mit ihm die Perspektive auf China: Alles war dort wunderbar und um viele Male besser und größer als in seinem heimatlichen Venedig. Sein einflussreicher Bericht von dieser „Gegenwelt“ Europas kursierte unter verschiedenen Titeln, die seine Einschätzung schon in den Überschriften vermittelten: „Buch der Wunder der Welt“, aber auch „Il Milione“ – letzterer ein Titel, der an dem Autor als Spitzname (eines Aufschneiders) hängen blieb. Sein Bericht, den er nicht selbst geschrieben hatte, sondern den er einem Mitgefangenen während der Zeit seiner eigenen Gefangenschaft in einem Krieg zwischen Venedig und Genua erzählte (Rustichello von Pisa, der dies aufzeichnete), erschien noch vor dem Buchdruck (1452) und kursierte in vielen verschiedenen Handschriften und Versionen. So einflussreich sein Bericht seinerzeit war – er soll maßgebliche Lektüre von Christoph Columbus gewesen sein, der anhand von Marco Polos Bericht die Reiselänge nach Indien zu errechnen versuchte –, so umstritten war er eine Zeitlang in der Forschung: In Marco Polos Bericht fehlt nämlich die Erwähnung von solch typisch chinesischen Merkmalen wie Schrift, Essstäbchen, Chinesische Mauer, gebundene Füße der Frauen etc. Auch findet sich in den chinesischen historischen Aufzeichnungen nirgendwo ein Hinweis darauf, dass er – wie er vorgibt – in Diensten des Herrschers Kublai Khan gestanden hätte.³ Andere Ereig-

2 Sykes 1938.

3 Wood 1995.

nisse, so z.B. die Umstände und Begleitpersonen seiner Heimreise, sind allerdings historisch belegt; und schließlich hat der Tübinger Sinologe Hans Ulrich Vogel eindrücklich gezeigt, dass die genauen Kenntnisse des Salzhandels und vieles mehr mit ziemlicher Sicherheit darauf hindeuten, dass Marco Polo diese Dinge aus eigener Anschauung erlebt hat.⁴

Nach Marco Polos Aufsehen erregendem Bericht über China erschienen andere Reiseberichte, die jedoch bereits eine Andeutung der Umkehrung des Chinabildes erahnen lassen, so das äußerst populäre Volksbuch „Die Reisen des Ritters Jean de Mandeville“ (entstanden 1357–1371), das in Ich-Form sagenhafte Reisen ins Heilige Land und nach Kathay beschreibt. In der Bebilderung dazu tauchen merkwürdige einbeinige oder kopflose Monster auf, so dass das frühere Märchenland für die Europäer anfängt, gleichsam gespenstische Züge zu bekommen.

Insgesamt gesehen wurde jedoch über mehrere Jahrhunderte ein ziemlich positives Chinabild nach Europa vermittelt, wobei das 15. Jh. den Wandel vom Zeitalter der Wunder und Legenden zum Zeitalter der Entdeckungen markiert. Damit geht eine Entwicklung einher von Phantasie zu Wirklichkeit, von Fiktion zu Fakten. Im Jahre 1494, nach der Entdeckung Amerikas, teilte Papst Alexander VI. die Welt in eine zu Spanien (Westen) und eine zu Portugal (Osten) gehörende Hälfte auf (Vertrag von Tordesillas). In dieser Epoche der Kolonisierung wurden nicht nur die bisher unbekanntesten Teile der Welt durch die Europäer unterworfen, auch wurden die kolonisierten Völker – bisweilen auf militante Weise – christianisiert. Im Gefolge dieser Entwicklung drangen die Portugiesen bis nach Indien (Goa) und später bis nach China vor, wo sie ohne Vertrag, aber unter Duldung der chinesischen Obrigkeit 1557 in Macao eine Niederlassung gründeten. Aufgrund ihres – aus chinesischer Sicht – „unzivilisierten“ Auftretens konstruierten damals einige, wenn gleich keinesfalls alle chinesischen Literaten ein „Europabild“, dem wir hin und wieder bis ins 20. Jahrhundert begegnen, nämlich von „Teufeln, die über den Ozean kommen“ (*yang guizi*).

2 Die jesuitischen „China-Versteher“ und das bewunderte Land der hohen Moral

Ein Lichtblick in dieser Epoche des Kolonialismus bildete die Jesuitenmission im 16. und 17. Jahrhundert. Die Jesuiten verfolgten zunächst missio-

⁴ Vogel 2012.

narische Interessen, doch waren sie gebildet und interessierten sich auch und gerade für geistige Fragen. Insofern bemühten sie sich – allen voran Matteo Ricci (1552–1610) – darum, zum Zwecke der christlichen Mission die geistigen Grundlagen Chinas zu verstehen, wobei sie in hohem Maße angetan waren von der moralischen Kultiviertheit der in konfuzianischem Denken gebildeten Beamten. Gleichfalls beeindruckte sie die Tatsache, dass das Land nicht vom Geburtsadel und Klerus beherrscht wurde, sondern von einer Beamtenschaft, welche ohne Ansehen der Geburt durch allgemeine Prüfungen ins Amt kam. Der chinesische Kaiser schien ihnen wie ein erleuchteter Monarch – ein Philosophenkönig, der durch seine Beamten ein harmonisches, gesittetes und nicht kriegslüsterndes Gemeinwesen garantierte. Neben ihrem Interesse an geistigen Themen waren die Jesuiten versiert in vielen praktisch-technologischen Gebieten; so wussten sie Kanonen zu gießen, verstanden etwas von Kartographie, kannten sich aus in Astronomie und beherrschten die diffizilen mathematischen Berechnungen, die mit der Aufzeichnung von astronomischen Daten und der Erstellung eines Kalenders einhergehen. Mit diesen Kenntnissen wurden sie am chinesischen Hofe – wo astronomischen Ereignissen als Omina eine besondere Bedeutung zukam und das Zeremoniell des Kaisers (als Ausdruck der Einheit von Kosmos und Menschenwelt) sich strikt an den kalendarischen Ablauf der Tage und Jahreszeiten halten musste – hochgeschätzt und gelangten in höchste Ämter. Neben Matteo Ricci ragt der Deutsche Adam Schall von Bell (1592–1666) heraus, der vom ersten Kaiser der Qing-Dynastie sogar zum Beamten des Ersten Grades befördert wurde. Und was schließlich die Methode des Missionierens betrifft, so befürworteten die Jesuiten keine Zwangskristianisierung der indigenen Bevölkerung (wie z.B. in Amerika geschehen), sondern Anpassung („Akkommodation“) an chinesische Verhältnisse, einschließlich der Tolerierung chinesischer Bräuche wie den Konfuzius- und Ahnenkult. Allerdings ist auch festzustellen, dass sie zwar die Chinesen bekehren wollten, dass sie jedoch gleichsam auch umgekehrt von den konfuzianisch-kultivierten Chinesen „bekehrt“ wurden.

Es ist interessant, dass manche europäische Denker der Aufklärung (z.B. Leibniz und Voltaire) in hohem Maße von dem Chinabild der Jesuiten beeinflusst waren, so dass ihnen China als positives Fremdbild für ihre Kritik an Kirche, Klerus und Adel diente, die seinerzeit über europäische Länder herrschten. Es bewies für sie, dass höchste Moralität auch ohne die biblische Tradition und göttliche Offenbarung möglich war. Gott-

fried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der in engem Briefkontakt mit Jesuiten in China stand, empfahl sogar, man solle nicht nur christliche Missionare zu den Chinesen schicken, sondern auch deren Missionare in Europa empfangen, wo sie angesichts eines nicht nur von ihm beklagten beispiellosen „moralischen Verfalls“ zur Verbreitung einer tugendhaften und gemeinwohl-orientierten Lebensweise beitragen könnten. So schrieb er in seinem Buch *Novissima Sinica* (Das Neueste über China, 1699):

Jedenfalls scheint mir die Lage unserer hiesigen Verhältnisse angesichts des ins Unermessliche wachsenden moralischen Verfalls so zu sein, dass es beinahe notwendig erscheint, dass man Missionare der Chinesen zu uns schickt, die uns Anwendung und Praxis einer natürlichen Theologie lehren könnten, in gleicher Weise, wie wir Ihnen Leute senden, die sie die geoffenbarte Theologie lehren sollen. Ich glaube daher: Wäre ein weiser Mann zum Schiedsrichter nicht über die Schönheit von Göttinnen, sondern über die Vortrefflichkeit von Völkern gewählt worden, würde er den goldenen Apfel den Chinesen geben, wenn wir sie nicht gerade in einer Hinsicht, die freilich außerhalb menschlicher Möglichkeiten liegt, überträfen, nämlich durch das göttliche Geschenk der christlichen Religion.⁵

So begegnen wir bei Leibniz zum ersten Mal dem Gedanken der Gleichberechtigung der Kulturen, denn China war für ihn „ein Reich, das gleichsam wie ein Europa des Ostens das entgegengesetzte Ende der Erde zielt“. In erstaunlicher Voraussicht schrieb Leibniz 1691 in einem Brief an Adam A. Kochanski: „Inzwischen werden die Chinesen unsere Wissenschaften lernen, sie werden alle die Dinge zu sich hinüberholen, in denen allein (wenn man die Religion ausnimmt) wir Europäer überlegen waren.“⁶ Im Jahre 1687 legte der französische Jesuitenpater Phillipe Couplet (1623-1693) die erste Übersetzung der konfuzianischen Klassiker des Konfuzianismus ins Lateinische vor (*Confucius Sinarum Philosophus*)⁷, womit er nicht nur Leibniz, sondern auch dessen Schüler Christian Wolff stark beeinflusste. Letzterer wurde berühmt durch seine 1721 gehaltene „Rede über die praktische Philosophie der Chinesen“ an der Universität Halle, worin er von einer Gleichwertigkeit von konfuzianischem und christlichem Denken sprach. Das war allerdings für die damalige Zeit zu revolutionär, und so wurde er aus der Universitätsstadt ausgewiesen und aus Preußen verbannt. Voltaire (1694–1778), schließlich,

5 Leibniz 2010, 19.

6 Ebd., 92.

7 Heyndrickx 1990.

äußerte sich zu dem (im Zusammenhang mit Wilhelm von Rubruks Reise zu den Mongolen erwähnten) problematischen Grundmuster interkultureller Begegnung, nämlich der Eintrübung unserer Wahrnehmung des Fremden durch die eigene ideologische Befindlichkeit, wie folgt: „Dass wir die chinesischen Riten so gründlich missverstehen, kommt nur daher, dass wir ihre Praktiken im Licht unserer eigenen beurteilen; denn in unserer streitsüchtig rechthaberischen Art messen wir die ganze Welt an unseren Vorurteilen.“⁸ Es ist eine Einsicht, die, wie wir noch sehen werden, auch für die heutige Zeit der Begegnung mit China Relevanz hat.

Aufsehenerregend für die damalige Zeit waren auch Berichte, denen zufolge der chinesische Kaiser den Pflug in die Hand nahm, um einmal jährlich beim Erdopfer eine Furche zu ziehen. Im Gefolge dieser Nachrichten gab es Bilder von diesem bemerkenswerten Ereignis wie von Bernhard Rode (1725–1797); auch ließen sich europäische Könige bald ebenfalls hinter dem Pflug abbilden. Ambivalent an diesem hohen Bild war allenfalls die fehlende kriegerische Orientierung bzw. friedliebende Einstellung der chinesischen Gelehrtenbeamten. So schrieb der französische Jesuit Louis Daniel Le Comte (1696) warnend: „Die sinesische Politik verhindert durch diese Zucht [Friedensliebe] viel innerliche Unruhe; allein sie setzt damit zugleich das Volk in Gefahr auswärtiger Kriege, welche noch gefährlicher seien.“⁹ Diese Einschätzung wurde nur 150 Jahre später in den Opiumkriegen von der Wirklichkeit bestätigt.

Im Gefolge der Berichte der Jesuiten aus China – sie waren gleichsam die frühen ‚China-Versteher‘, und zwar noch im positiven Sinne des Wortes – erschienen eine Reihe einflussreicher Werke über China in Europa, so Athanasius Kirchers Dokumentation mit dem langen Titel *China monumentis, qua sacris qua profanis [...] illustrata* (1667) und Jean Baptiste du Halde *Description de la Chine* (ca. 1730, deutsch: 1747). Die Autoren dieser reich bebilderten Bücher, die ein Chinabild der hohen Moral, rationalen Ordnung und „erleuchteten Monarchie“ – kurzum, eines von aufgeklärten Gelehrtenbeamten regierten Utopias – vermitteln, waren ebenfalls Jesuiten, jedoch solche, die China nicht aus eigener Erfahrung kannten, sondern sich ganz auf die Berichte ihrer in der Mission tätigen Kollegen stützten. Das „China-Fieber“ der damaligen Zeit zeigte sich schließlich auch im Kunststil des Rokoko, welches maßgeblich

8 Spence 1990, 4.

9 Le Comte 1699, Bd. 2, 90f.

von der „Chinoiserie“ geprägt war. Teepavillons und Porzellan mit idyllisierten Chinaszenen waren nun gang und gäbe an europäischen Fürstenhöfen (wie z.B. auch im Schlosspark von Sanssouci in Potsdam).

Für große Teile der Kirche war jedoch die von den Jesuiten praktizierte, nämlich an die chinesischen Verhältnisse angepasste Art des Missionierens ein Ärgernis. Im sogenannten Ritenstreit, der Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in ganz Europa heftig und kontrovers diskutiert wurde, brach der Konflikt auf. Der Vatikan zeigte sich gegenüber den interkulturell aufgeschlossenen und zu Zugeständnissen an die chinesischen Bräuche bereiten Jesuiten unnachgiebig. Der ebenfalls den Jesuiten zugetane chinesische Kaiser reagierte auf diese von Rom ausgehende Intervention in sein Reich kurzerhand mit der Ausweisung der Missionare (1721). Nur einige wenige, die als Hofastronomen vorzügliche Dienste taten, durften noch bleiben.

3 Von der Sinophilie zur Sinophobie – oder von „China-Verstehern“ zu *China Basbern*

Der Abbruch der Jesuitenmission aufgrund des Ritenstreits führte zu einer erheblichen Verschlechterung des Chinabildes in Europa. Nach dem endgültigen Ende der Jesuitenmission durch Auflösung des Jesuitenordens (1773) wurde das Chinabild nun von seefahrenden Händlern bestimmt, deren oberflächlichere Kenntnis von Land und Leuten auf Kontakte in Häfen beschränkt blieb. Damit beginnt eine Phase des *China bashings*. Die Händler deuteten das ritualisierte und auf Gesicht bedachte höfliche Verhalten der Chinesen als Zeichen von Unehrllichkeit und Heimtücke. Mit großem Aufsehen in Europa aufgenommene Berichte von Fällen grausamer Rechtspraxis (bei Unglücksfällen, die sich im Zusammenhang mit der Seefahrt ereigneten) und andere Missverständnisse trugen das ihre zu einem zusehends negativen Chinabild bei. Beispielfähig dafür ist das Buch des britischen Seefahrers George Anson (1697–1762) *Voyage around the World* (1741), worin es heißt:

Soviel lässt sich zweifellos feststellen, dass was Gekünsteltheit, Falschheit und Geldgier betrifft, viele Chinesen in keinem Vergleich stehen zu anderen Völkern. Doch das Zusammentreffen dieser Talente und die Art, wie sie sich in Notsituationen zeigen, sind sogar jenseits jeglicher Vorstellungskraft eines Ausländers.¹⁰

10 Dawson 1967, 193f.

Etwa um die gleiche Zeit ließ der englische Schriftsteller Daniel Defoe seinen berühmten Romanhelden Robinson Crusoe im zweiten Teil seines Jugendbuchklassikers, nämlich in *The Farther Adventures of Robinson Crusoe* (1731), auf der Rückreise von seiner Insel nach England u.a. in China Zwischenstation machen. Dabei wird China von Robinson beschrieben als „ein Land des Aberglaubens und der Idolatrie, der Barbarei, Primitivität und kindischen Unwissenheit, des Schmutzes, der erbärmlichsten Armut und eines geradezu lächerlichen, hinter dem europäischen Standard zurückgebliebenen Militärwesens.“¹¹ So stellt der Romanheld auf Schritt und Tritt das bewundernde Chinabild der durch die Jesuiten geprägten frühen Aufklärung als *mirage* – als ein Trugbild – bloß, so z.B. die angeblich großartigen Städte, die er nur als ein die blauen Ameisen der Mao-Ära vorwegnehmendes Gewimmel betrachtet. Robinsons Eindrücken nach ist die Gelehrsamkeit der Chinesen reiner Aberglaube, ihre Religion Götzendienst, ihre Sittenlehre bloße Äußerlichkeit, und ihre Mandarine sind nur erpicht darauf, sich selbst zu bereichern. Man müsse sich also wundern, warum China in Europa so viel Aufsehen erregt hat, da es sich bei den Chinesen nur handele um einen (wörtlich) „verächtliche(n) Haufen von Dummköpfen und schmutzigen Knechten [...], einer Regierung untertan, die höchstens für die Beherrschung eines solchen Volkes gut genug ist“.¹² Aus Defoes Worten spricht die kulturelle Arroganz der Europäer, die ab dem 18. Jh. als Einstellung die Aufgeschlossenheit und Toleranz der frühen Aufklärung ablösen sollte. Dabei ist hervorzuheben, dass die Veränderung des Chinabildes nicht einer Wandlung der Verhältnisse in China selbst anzulasten ist, sondern den massiven Veränderungen in Europa: dem Aufstieg europäischer Nationen zu zentralen Mächten des Imperialismus und Kolonialismus sowie politischen und industriellen Revolutionen.

So war nach der Französischen Revolution und mit der Ausrufung der Republik das Modell einer „erleuchteten Monarchie“ gleichsam zum Ladenhüter der Geschichte geworden und wurde China angesichts der in Europa beginnenden industriellen Revolution als hoffnungslos veraltet, ja als unfähig zur Entwicklung betrachtet. „Wissenschaftlich“ untermauert wurde dieses Negativbild durch entsprechend abwertende Vergleiche von Hegel und Marx, welche in China eine „orientalische Despotie“ sahen.

11 Berger 1990, 91.

12 Defoe 2010, 583.

Außerdem stellte man anstatt politischen Fortschritts dort ebenfalls nur lächerliche Rückständigkeit fest. Das von Herder kreierte Bild von China als einer „balsamierten Mumie“, die bei einer Berührung mit dem geringsten frischen Lufthauch zerfiel, wurde in ganz Europa populär. Und für Hegel, den einflussreichsten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, hatte China als Land des ewigen Stillstands keinen Anteil an der Weltgeschichte. Seine Ausführungen zu China lassen sich an kulturellem Hochmut kaum noch überbieten.¹³ Für ihn ist die chinesische Philosophie „nur ein Vorläufiges, von dem wir nur sprechen, um davon Rechenschaft zu geben, warum wir uns nicht weitläufiger damit beschäftigen, und in welchem Verhältnisse es zum Gedanken, zur wahrhaften Philosophie steht.“¹⁴ So sei „alles was mit Geist zu tun hat, [...] den Chinesen fremd“.¹⁵ Und Karl Marx schließlich begrüßte den 1. Opiumkrieg (den England 1839 begann, um in China weiterhin im großen Maßstab das in der britischen Kolonie Indien gewonnene Opium vertreiben und damit die negative englische Handelsbilanz mit China aufbessern zu können), denn dadurch sei „die barbarische hermetische Abschließung vor der zivilisierten Welt [...] durchbrochen“ worden: China wurde endlich, im Sinne Hegels, Teil der Weltgeschichte, und er fügte – auf bezeichnende „geschichtsphilosophische“ Weise die von den Briten verursachte Opiumsucht erklärend – hinzu: „Es hat den Anschein, als habe die Geschichte dieses ganze Volk erst trunken machen müssen, ehe sie es aus seinem ererbten Stumpfsinn aufrütteln konnte.“¹⁶

Folgender Spottvers mit dem Titel „Wanderlust“ von Ludwig Eichrodt aus dem Jahre 1848 ist typisch für das europäische Chinabild in der Mitte des 19. Jahrhunderts:

Nach Chinesien, nach Chinesien
Möcht' ich, wo ich nie gewesen,
Wo die Seelen stille stehen,
Wo die Menschen wahrhaft wimmeln,
Frauen ihren Fuß verstümmeln,
Dahin, Alter, lass mich ziehn!¹⁷

13 Hsia 1985, 141-188.

14 Hegel 1965, 151.

15 Hsia 1985, 188.

16 Ebd., 244f.

17 Hsia 1992, 24.

Interessant ist allerdings auch, dass sich bei einigen einflussreichen Persönlichkeiten eine Wandlung in ihrem Chinabild feststellen lässt. Allen voran wäre hier Goethe zu nennen, der zwar anfangs, nämlich in seiner frühen Phase des Sturm und Drang, gegen das rational-aufgeklärte Weltbild und das mit der Chinoiserie einhergehende schnörkelhafte Gehabe des Rokoko ankämpfte; in seiner späten Phase, in der er sich mit dem Gedanken einer „Weltliteratur“ trug und die „Chinesisch-deutschen Tag- und Jahreszeiten“ dichtete, gelangte er jedoch zu einem außerordentlich positiven Chinabild. Selbst Herder sollte im Alter sein Bild von der „balsamierten Mumie“ revidieren. Und schließlich lässt sich der Wandel am eindruckvollsten bei Karl May, dem auflagenstärksten deutschen Schriftsteller aller Zeiten, beobachten. Wird in seinem *Der blaurote Methusalem. Eine lustige Studentenfahrt nach China* von 1892 China noch als Land einer lächerlichen Rückständigkeit kolportiert, so tritt uns in seinem zwölf Jahre später erschienenen Buch *Und Friede auf Erden!* (1904) ein diametral konträres, nämlich äußerst positives Chinabild entgegen. In gewisser Weise schrieb Karl May mit letzterem Werk auch gegen den Zeitgeist an. Hatten die beiden Opiumkriege, die England (später an der Seite mit Frankreich) mit China focht, bereits wesentlich dazu beigetragen, um in Europa Stimmung gegen die angeblich von China ausgehende Gefahr zu machen, so erreichte das Chinabild in Deutschland seinen Tiefpunkt mit dem Boxeraufstand (1900). China wurde nun als Bedrohung der abendländischen Zivilisation, als „gelbe Gefahr“, empfunden. Karl May bezog mit seinem Spätwerk deutlich Position gegen die hurrapatriotische Begeisterung zu Kaiser Wilhelms imperialistischer und kolonialistischer Politik, vor allem bei der Niederschlagung des Boxeraufstands. So schwang sich der deutsche Kaiser mit seiner berüchtigten „Hunnenrede“, gehalten vor Soldaten, die entsandt wurden, um den Aufstand niederzuschlagen, zum Retter des christlichen Abendlandes auf:

Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen lässt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.¹⁸

Der Hochmut des deutschen Kaisers sollte nicht lange währen, denn im Ersten Weltkrieg zerbrach sein Traum von einem großen Kolonialreich,

18 Leutner 2007, 188.

wie es die Engländer besaßen. Darum hatte er sich noch kurz vor dem Boxeraufstand, nämlich im Jahre 1897, auch in China bemüht, als er die Ermordung zweier deutscher Missionare (Kaiser Wilhelm: „Ein Geschenk des Himmels!“) dazu nutzte, Kanonenboote nach China zu entsenden und eine Kolonie – Tsingtao (Qingdao) – für das Deutsche Reich zu erwerben, wobei er seinerzeit meinte: „Hunderttausende von deutschen Kaufleuten werden aufjauchzen in dem Bewusstsein, dass endlich das Deutsche Reich festen Fuß in Asien gefunden hat.“¹⁹

4 Positive Chinabilder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges bekam das Chinabild in Europa wieder positive Züge. Angesichts des kollektiven Selbstmordes der europäischen Zivilisation gab es nicht nur kulturpessimistische Stimmen wie von Oswald Spengler, die einen *Untergang des Abendlandes* voraussagten; in einer grundsätzlichen Infragestellung europäischer kultureller Arroganz erschien vielen deutschen Dichtern und Denkern (Hesse, Klabend, später auch Brecht) das geheimnisvolle „*Tao*“ (*Dao*) der Chinesen als Rettung des durch seinen eigenen zivilisatorischen Fortschritt bedrohten Europa. Ein *Tao*-Fieber brach in Deutschland aus. In seiner 1919 entstandenen Schrift „Hör es Deutscher!“ rief der Dichter Klabend die Unterlegenen des Weltkrieges dazu auf, nach dem „Heiligen Geist des *Tao*“ zu leben und zum „Chinesen Europas zu werden“.²⁰ Nun wurde wieder an das von den Jesuiten vermittelte positive Chinabild angeknüpft, wobei jedoch die Aufmerksamkeit nicht so sehr der gesellschaftsorientierten konfuzianischen Tradition, sondern der zeitlosen taoistischen Weisheit galt. Angeregt durch die Übersetzungstätigkeit von Richard Wilhelm wurden auch Philosophen und Psychologen auf China aufmerksam: Graf v. Keyserling, C.G. Jung, Martin Buber und Martin Heidegger.

Ironie der Geschichte aber: Nach dem Ersten Weltkrieg, zu der Zeit, als das *Tao*-Fieber in Deutschland einen ersten Höhepunkt erreicht, bricht 1919 in China die 4.-Mai-Bewegung aus, die als Beginn der chinesischen Moderne, nämlich als Bewegung gegen die klassische chinesische Kultur mit der Forderung nach einer „totalen Verwestlichung“, gilt. In dieser Periode prägt Lu Xun (1881–1936), der berühmteste Schriftsteller der frü-

19 Fesser 1997.

20 Bauer 1984; Fang 1992, 279ff.

hen chinesischen Moderne, mit der Figur des Ah Q („Die wahre Geschichte des Ah Q“) – einer von allen verachteten Figur, die ihre Demütigungen und Niederlagen immer in psychologische Siege umzudeuten weiß – ein Selbstbild der Chinesen, das weitgehend dem europäischen Chinabild der lächerlichen Rückständigkeit und des „kranken Mannes Asiens“ entspricht.

Dem *Tao*-Fieber vorausgegangen war eine überaus positive Rezeption der chinesischen Lyrik, allerdings in beispielloser Verfremdung – so auch die Verarbeitung von Gedichten des berühmten Tang-Dichters „Li T'ai-po“ (Li Bai, 699–752) und anderen in Gustav Mahlers „Das Lied von der Erde“ von 1909. Mahlers Werk lagen vor allem Fassungen aus Hans Bethges Sammlung *Die chinesische Flöte* (1907) zugrunde. Allerdings sind diese Nachdichtungen derart entstellend, dass sie mit den (deshalb auch nur mühsam aufzuspürenden) Originalen kaum noch etwas gemein haben. Es handelt sich hierbei um eine kulturelle und zeitgeistgemäße Aneignung der ästhetisch völlig anders gearteten Tang-Lyrik (mit Merkmalen wie Ichlosigkeit, Verhaltenheit im Ausdruck von Gefühl, Einfachheit in der Sprache, Formstrenge, Einheit von Szenerie und Gefühl) in die bisweilen schwülstig-überladene, gefühlstriefende und ichbessene Ausdrucksweise und *fin de siècle*-Stimmung der Epoche zwischen Spätromantik und deutschem Expressionismus. Es ist nur Gustav Mahlers grandiose Musik und Umdeutung, die diese Anverwandlung in Form eines genialen kreativen Missverständnisses rechtfertigt.

Diesem Missverständnis entspricht auch das Chinabild des Exotismus in den 1920er Jahren mit seinen irrealen Welten und operettenhaften Klischees, so z.B. in Franz Lehárs Operette *Land des Lächelns* (1923) oder Giacomo Puccinis Oper *Turandot* (1926). In letzterer heißen die Mandarine des Kaisers Ping, Pang und Pong, wodurch man sich heute eher an Donald Duck-Hefte als an China erinnert fühlt. Bezeichnenderweise soll Marcel Reich-Ranicki nach seiner ersten Chinareise als Reaktion auf einen Besuch der Verbotenen Stadt in Peking eher unbeeindruckt bemerkt haben, sie erinnere ihn lediglich an *Turandot*. Nachdem die VR China lange Zeit die Aufführung dieser Oper verboten hatte, da man der Meinung war, dass sie China nicht in einem günstigen Licht darstellte (Titelfigur ist eine grausame chinesische Prinzessin, die ihre Freier, wenn sie die von ihr gestellten Rätsel nicht lösen können, köpfen lässt, bis sie ein Held durch Liebe umstimmt), hat man mittlerweile (1998) eine Aufführung von *Turandot* sogar vor der Kulisse der Verbotenen Stadt zugelassen (mit Zhang Yimou als Regisseur) und verfilmt.

In Franz Lehárs Operette *Land des Lächelns* andererseits, das in den letzten Tagen der Mandschu-Dynastie spielt und seinerzeit eine der (auch international) erfolgreichsten Operetten überhaupt war (es geht um die unglückliche Liebe zwischen einem chinesischen Prinzen und einer Wienerin), heißt es am Ende der wohl berühmtesten Arie daraus „Immer nur lächeln, immer vergnügt“ bezeichnenderweise: „...doch niemals zeigen sein wahres Gesicht“, wodurch – gleichsam durch die Hintertür – die Heimtücke ins eigentlich positive Chinabild jener Epoche Einzug hält.

War das operettenhafte Klischee noch eine Mischung aus Sinophilie und Exotismus, so deutet sich nämlich in der gerade zitierten Liedzeile ein Wandel im Chinabild an, nämlich zu einer Mischung von Sinophobie und Exotismus, beispielhaft in den äußerst populären Romanen über den „heimtückischen Dr. Fu Manchu“ des Engländers Sax Rohmer (eigentlich: Arthur Henry Ward, 1893–1959). Mit seinem langen, hängenden, dünnen Schnurrbart als Markenzeichen, dazu in traditionellem chinesischem Gewand und mit chinesischem Hut tritt Dr. Fu Manchu als „der chinesische Teufel“ auf, der die Weltherrschaft anstrebt. Allerdings wird dieses Streben dann immer wieder durch einen wackeren Scotland Yard-Beamten aufgehalten. Die insgesamt 13 Romane erschienen von 1913 bis zu Rohmers Tod im Jahre 1959 (die ebenso populären Filme von 1929 bis 1980) und beschwören die seit den Opiumkriegen und dem Boxeraufstand manifest geglaubte „Gelbe Gefahr“. Sie führten allerdings auch zu politischen Kontroversen. So hatte die chinesische Regierung in den 1930er und 40er Jahren (als die Republik China mit den USA verbündet war) gegen diese Art der nationalen Verunglimpfung protestiert; selbst die Japaner wandten sich in den 1970er Jahren gegen eine durch die Filme bewirkte herabsetzende Darstellung von asiatischen Amerikanern.²¹

Das Nazi-Regime unterhielt ursprünglich positive Beziehungen zur Republik China unter Chiang Kai-shek, der sich vom europäischen Faschismus durchaus angezogen fühlte. In dem Moment jedoch, in dem Hitler-Deutschland sich mit Japan verbündete – das während des 2. Weltkrieges auf chinesischem Boden einen erbarmungslosen Krieg gegen China führte –, begann China in Deutschland keine Rolle mehr zu spielen. Anders in Amerika, wo einerseits Edgar Snows Bestseller *Red Star*

21 Frayling 2014.

Over China (1937) die kommunistische Bewegung unter Mao Zedong verherrlichte, andererseits ein positives Bild von China durch die Werke von Lin Yutang (*Mein Land und mein Volk; Weisheit des lächelnden Lebens*) und der Literaturnobelpreisträgerin Pearl S. Buck (*The Good Earth*) geschaffen wurde. Diese Tendenz wurde zumindest während des Zweiten Weltkrieges durch die Feindschaft mit Japan nach Pearl Harbor noch verstärkt.

5 Von *Tao* zu Mao – und hin und her:

Das Auf und Ab des Chinabildes

von den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts bis heute

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es mit dem nun vom Koreakrieg (1950–1953) und dem Ost-West-Gegensatz (und der damit einhergehenden Kommunistenphobie) geprägten Chinabild der Deutschen zunächst wieder bergab. Dazu mischte sich die Vorstellung einer unter Mao gleichgeschalteten Masse „blauer Ameisen“, die an die „orientalische Despotie“ und die „Gelbe Gefahr“ erinnerte. Verstärkt wurde dies durch Maos Rhetorik des „Sieges des Ostwinds über den Westwind“.

Für die Studentenbewegung der 1968er Jahre zeigte sich hingegen im kulturrevolutionären China das real gewordene Utopia einer klassenlosen Gesellschaft. Galt Anfang des 20. Jh. das Interesse noch dem *Tao*, so wandelte sich der von der Studentenrevolte beflügelte Zeitgeist nun mit Macht Mao zu. „Philosophisch“ unterfüttert wurde diese Tendenz durch Schriften maßgeblicher französischer Intellektueller wie Julia Kristeva, Roland Barthes und Michel Foucault, die in Maos China das Gelobte Land erblickten. So blieben Mao und *Tao* für eine lange Zeit fast die einzigen Referenzpunkte für das Chinabild im Westen – mit den entsprechenden Konsequenzen einer ausschnitthaften Perspektive auf China für die europäische Intelligenz. Dass das Land während der Kulturrevolution in einem Chaos zu versinken drohte, wurde seltsamerweise vom Westen damals kaum wahrgenommen.

Sechs Jahre nach Ausbruch der Kulturrevolution übermittelte vielmehr Nixons Besuch in China im Jahre 1972 ein Bild von Mao Tse-tung als „erleuchtetem Herrscher“, was an die Chinabilder der Aufklärung erinnert. Demgegenüber lösten der Tod von Mao im Jahre 1976 und der darauffolgende Sturz der „Vierbande“ Ratlosigkeit und Frustration unter den zahlreichen Mao-Anhängern (vor allem Studenten) aus. War die Kulturrevolution bereits nicht verstanden worden, so beschworen die

Ereignisse des Jahres 1976 wiederum die Vorstellung eines „Geheimnisses des Ostens“ herauf. Es sollte nämlich ein paar Jahre dauern, bis die in China einsetzende Reformphase und der damit einhergehende Abschied von maoistischer Politik unter seinen Anhängern in der westlichen Welt akzeptiert und verarbeitet wurden.

Die Zwiespältigkeit der damaligen Chinabilder vermittelt recht plastisch und nicht ohne selbstironisches Augenzwinkern der Anfang des Buches *Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus* von Günter Grass (1980 erschienen):

Zufuß zwischen Radfahrern, die sich in Haltung, Kleidung unendlich wiederholen, mitten im Radfahrerdschungel, in Shanghai, jener Stadt, in der elf von neunhundertfünfzig Millionen Chinesen leben, fremd in der Masse, fiel uns plötzlich als Spekulation eine Umkehrung an: in Zukunft habe die Welt mit neunhundertfünfzig Millionen Deutschen zu rechnen, während das chinesische Volk, nach Zählung der in zwei Staaten lebenden Deutschen, mit knapp achtzig Millionen Chinesen zu beziffern sei. [...] Wir erschranken inmitten der Radfahrervölker. Kann man sich das ausdenken? Darf man sich das ausdenken? Ist diese Welt vorstellbar: bevölkert von neunhundertfünfzig Millionen Deutschen, die sich, bei strikt eingehaltenen Zuwachsraten von nur 1,2%, dennoch bis zum Jahre 2000 auf über eine Milliarde und zweihundert Millionen Deutsche auswachsen? Wäre der Welt das zuzumuten? Müsste die Welt sich nicht (aber wie?) dieser Zahl erwehren? Oder könnte die Welt so viele Deutsche (Sachsen und Schwaben inbegriffen) ertragen, wie sie zur Zeit über neunhundertfünfzig Millionen Chinesen erträgt?

Die Prognose von Günter Grass hinsichtlich der Bevölkerungsentwicklung Chinas hat sich bekanntlich inzwischen bewahrheitet. Und was das Chinabild betrifft, so hatte sich dies Anfang der 1980er Jahren durch die Öffnungspolitik Deng Xiaopings ebenfalls wieder ins Positive gewandelt. Dabei sind zwei Aspekte hervorzuheben: Einerseits ging mit dem Rückgang der Politisierung an den Universitäten ein gesamtgesellschaftlich wahrnehmbarer Trend zum Esoterischen einher, so dass in den 80er Jahren eine Begeisterung für Buddhismus, *Tao*, *Taiji*, *Qigong*, *Fengshui*, *Kungfu*, *Zen* etc., von den USA herkommend (wo diese bereits während der Hippie-Bewegung der 60er und 70er Jahre eingesetzt hatte), auch in Europa immer weitere Kreise der Bevölkerung erfasste. China ging nun die Bedeutung als „linkes Utopia“ verloren, stattdessen wurde es (ähnlich wie bereits in den 20er Jahren) zum gelobten Land derer, die das Heil der Welt aus dem Osten erwarteten: Das Interesse entwickelte sich also wieder zurück – dialektisch, wenn man so will – von Mao zu *Tao*. Anderer-

seits führte die wirtschaftliche und touristische Öffnung Chinas zu einer nie gekannten China-Euphorie hierzulande, selbstverständlich auch genährt von der Vorstellung eines riesigen Marktes: Das von Kaiser Wilhelm erwartete „Aufschaukeln“ deutscher Kaufleute – jetzt angesichts „einer Milliarde Zahnbürsten und zwei Milliarden Achselhöhlen“ – war mit einer Verspätung von fast 100 Jahren nun doch deutlich vernehmbar.

Dieses Bild, das wie seine positiven und negativen Vorgänger im Wesentlichen auf Wunschdenken bzw. Projektionen beruhte, zerbrach mit der gewaltsamen Niederschlagung der Studentenbewegung im Juni 1989. Von da an blieb das Chinabild negativ. Das Kontrastprogramm lieferte seinerzeit das sich vom Kommunismus befreiende Osteuropa mit der Auflösung der Sowjetunion im Jahre 1991. Während sich das Bruttoinlandsprodukt in Russland während der 1990er Jahre halbierte und das von China in der gleichen Zeit verdoppelte – womit eine (zahlenmäßig gesehen) Verbesserung menschlicher Lebensverhältnisse einherging, wie sie größer niemals und nirgendwo zuvor in der Welt stattgefunden hat –, wurde China zum bevorzugten Objekt der Kritik in Menschenrechtsfragen, obwohl sich die Situation in China in diesem Bereich im Vergleich zu den noch recht eingeschränkten 1980er Jahren erheblich gebessert hatte.

Die Spannung zwischen politisch bedingter Wahrnehmung Chinas in den Medien und seiner Wirklichkeit während der vergangenen Jahrzehnte hat der US-Autor William H. Overholt einmal in folgender Weise auf den Punkt gebracht:

Für jeden Historiker [...] bleibt es ein Geheimnis, warum die Welt außerhalb Chinas die positiven Aspekte der Entwicklung innerhalb Chinas nicht schätzen lernte. Die Führung jedes osteuropäischen Landes wäre als genial gepriesen worden, hätte sie die eine oder andere Errungenschaft Chinas aus den Jahren 1994–95 umgesetzt; ganz im Gegenteil riefen die meisten Leistungen Chinas jedoch keinerlei Aufmerksamkeit in der westlichen Presse hervor. So weit es der Durchschnittsamerikaner [aus den Medien] beurteilen konnte, hatte China in dieser Periode kaum mehr zustande gebracht, als sein Volk unterdrückt und einen Angriff auf Taiwan vorbereitet.²²

Wenn auch diese Einschätzung für eine amerikanische Leserschaft geschrieben wurde, so dürfte sie doch weitgehend dem Chinabild der 1990er Jahre in Deutschland entsprechen. So hatte hierzulande China während der 90er Jahre parteiübergreifend eine schlechte Presse. Anlässlich der

22 Overholt 2010.

Feierlichkeiten am 1. Oktober 1999 zum 50jährigen Bestehen der VR China gab es nur Kritik und Häme. Die *Süddeutsche Zeitung* schrieb: „Hier feiert nicht eine Nation, hier feiern sich die Herrscher.“ Und der *Standard* in Wien meinte: „50 Jahre VR China sind synonym mit 50 Jahre Gewalt der KP gegen das eigene Volk.“ Auch gab es keinerlei Verständnis für die chinesische Empörung über die Bombardierung ihrer Botschaft in Belgrad während des Kosovo-Krieges im gleichen Jahr. Mittlerweile ist die Perspektive dazugekommen, dass das in einem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung befindliche Land – in einem *Weltkrieg um Wohlstand* (Gabor Steingart) – als Bedrohung für den Wirtschaftsstandort Deutschland wahrgenommen wird, denn, so heißt es intellektuell schlicht bei Steingart: „Ihr Aufstieg ist unser Abstieg.“ Diese Einschätzung fand ihr Echo in der amerikanischen Politik gegenüber China unter Donald Trump – inzwischen mit entsprechenden politischen Konsequenzen im bilateralen Verhältnis der beiden Supermächte.

So produziert China hierzulande in den letzten Jahren nur Negativschlagzeilen wie z.B. in der jüngsten Zeit: „Ausbeutung“ von Afrika („Hunger“ nach Energie und Rohstoffen); „Aggressivität“ und Anstreben militärischer „Hegemonie“ (z.B. im Südchinesischen Meer); Handelsstreit mit den USA; Kontroverse um Huawei (Vorwurf: Spionage); „Soziales Kreditpunktesystem“ und Überwachung; Umgang mit Hongkong-Protesten (Sicherheitsgesetz); Behandlung der Uiguren in Xinjiang; Verletzung von Menschenrechten; Verschleierung des Ausbruchs der Corona-Epidemie (Corona-Virus = *China Virus* – „*Kung flu*“); Konfuzius-Institute als „Propaganda-Institute“ der KPCh und Forderung nach deren Schließung; China als neue „Herausforderung“ für NATO und EU; Darstellung von Xi Jinping als „neuer Mao“ und Mächtegern-„Weltherrscher“, etc.

Mit dementsprechend reißerisch-suggestiver Wirkung sind die Titelbilder der wichtigsten deutschen Magazine seit Jahrzehnten gestaltet – vor allem bei *Spiegel* und *Stern*. So las man auf der Titelseite des *Stern* bereits im Jahre 1990 (Nr. 28): „Weltmacht China. Der hungrige Riese“. Bebildert wurde das Ganze von einem chinesisch aussehenden männlichen Gesicht, das sich mit Essstäbchen eine Weltkugel zum Munde führt. Dieses Motiv scheint sich bewährt zu haben, denn im Jahre 2019 erleben wir im *Focus* (Nr. 5) eine Neuauflage davon (allerdings ohne Gesicht dabei). Im Jahr 1996 heißt es auf dem Titelblatt des *Stern*: „China. Reportage aus einem mörderischen Land“. Der *Spiegel*-Titel von 2005 (Nr.

42) lautet „China. Geburt einer Weltmacht“, illustriert von einem fürchterlichen Drachen, der aus einem Weltkugel-Ei schlüpft. Im Jahre 2006 berichtet der *Spiegel* auf dem Titel von einem „Angriff aus Fernost“ sowie dem Gabor Steingartschen „Weltkrieg um Wohlstand“, bebildert von metallisch aussehenden Terrakotta-Kriegern, die jedoch, statt traditioneller Waffen, Laptops, Autos etc. in ihren Händen tragen. Im Inneren ist von einer „Rotchina AG“ als „Termitenstaat“ zu lesen sowie von einer „Modernisierung zum Zwecke des Machterhalts der KPCh“. Im Olympia-Jahr 2008 titelt *Der Spiegel* (Nr. 15) „Die Herren der Ringe. Wie Chinas Regime sein Volk unterdrückt – und Olympia verrät“. Die fünf olympischen Ringe sind dazu in Stacheldraht abgebildet. Springen wir in die jüngste Zeit: Im Jahr 2018 bezeichnet der *Stern* (April) Xi Jinping auf dem Titel als „Der Herrscher der Welt“ – gleichsam als Wiedergänger des heimtückischen Dr. Fu Manchu. Im Corona-Jahr 2020 präsentiert die BILD-Zeitung – wahrscheinlich angeregt durch Donald Trump – China eine Rechnung mit dem Titel: „Was China uns jetzt schon schuldet“. *Der Spiegel* titelt im gleichen Jahr (Nr. 6 vom 1.2.2020) vom Corona-Virus als „Made in China“ – und um an die „Gelbe Gefahr“ zu erinnern, ist der Schriftzug fett in Gelb gedruckt, bebildert dazu mit einem Gasmasken- und Schutzmantel tragenden Chinesen. „*Novissima Sinica*“ – gleichsam das „Neueste von China“ – bringt *Der Spiegel* 2021 (Nr. 4 vom 23.1.2021), und zwar wiederum bebildert mit einem fürchterlichen, sein Maul aufreißenden roten Drachen mit dem Titel: „Der Siegeszug des Drachen. Wie überlegen ist uns China wirklich?“

Welches Fazit lässt sich aus dieser – nur cursorischen – Darstellung des Chinabildes in den deutschen Medien der jüngsten Zeit ziehen? Es lassen sich drei Tendenzen ausmachen:

5.1 Vereinfachung in den Medien, Reduktion auf bestimmte Themen und Bestätigung gängiger Vorurteile und Ansichten

Im Jahre 2010 hatte bereits die Heinrich-Böll-Stiftung in einem Sonderband (5) *Die China-Berichterstattung in den deutschen Medien* untersuchen lassen (von Carola Richter und Sebastian Gebauer). Die Studie kommt zu dem Schluss (S. 10):

[...Es] zeigt sich bei der Analyse aller identifizierten Beiträge zu China in 2008, dass etwas mehr als die Hälfte dieser Beiträge sich lediglich in allegorischer und stereotypisierender Form auf China bezieht. Das bedeutet, dass [...]

bestimmte offensichtlich gesellschaftlich inhärente Vorstellungen und Klischees über das Land unreflektiert kolportiert werden. [...]. Insgesamt lässt sich hier aber von einer fortlaufenden Verbreitung existierender Stereotypen durch die Medien sprechen, die sich eher an gesellschaftlich verankerten Symbolen und Floskeln orientieren, statt ihre eigentliche Aufgabe des Hinterfragens dieser Bilder wahrnehmen. Es besteht die Gefahr einer Verfestigung dieser zumeist extrem versimplifizierten und verkürzenden Klischees in der deutschen Öffentlichkeit [...].

Dieses Ergebnis ist vor allem auch deshalb bemerkenswert, da die Partei „Bündnis 90/Die Grünen“, zu der die Heinrich-Böll-Stiftung gehört, durchaus nicht für Chinafreundlichkeit bekannt ist.

Auch die inzwischen in die Fänge der amerikanischen Politik geratene Telekommunikationsfirma Huawei hat in den Jahren 2012, 2014 und 2016 Studien zum China- und Deutschlandbild gemacht, und zwar mit dem Titel „Deutschland und China – Wahrnehmung und Realität“ (in Zusammenarbeit mit dem GIGA-Institut, der Universität Duisburg-Essen und TNS Emnid/Infratest). Die Studie von 2014 kommt zu dem Ergebnis, China würde hierzulande vor allem als Wirtschaftsmacht wahrgenommen. Sorgen bereite für viele Deutsche die politische Macht und militärische Stärke Chinas. Chinas Aufstieg würde als Bedrohung wahrgenommen. Die Auswirkungen chinesischer Investitionen in Deutschland würden überwiegend positiv bewertet. Für die große Mehrheit der Deutschen (84 %) seien deutsche Wirtschaftsbeziehungen zu China ebenso wichtig (57 %) oder wichtiger (27 %) als die zu den USA. Als bekannteste Chinesen in Deutschland gelten an erster Stelle Mao Tse-tung (54%) und – mit deutlichem Abstand, jedoch bezeichnenderweise – Ai Weiwei (8%).

Zum Interesse an dem als Dissidenten wahrgenommenen Ai Weiwei – und dem Desinteresse an Chinas Ringen um seine Zukunft – schrieb Mark Siemons in der F.A.Z (17.11.11):

Man könnte nicht ohne Grund behaupten, dass die westliche Öffentlichkeit an den Einzelheiten [des Ringens Chinas um seine Zukunft] nicht besonders interessiert ist und an Ai Weiwei vielmehr die Symbolfigur schätzt, die es ihr erlaubt, Komplexität zu reduzieren und dennoch auf der moralisch und politisch jedenfalls richtigen Seite zu stehen.

So avancierte in dieser Periode eine Figur – ausschnitthaft – zur Lieblingsfigur der deutschen Medien: der chinesische Dissident. Der Liedermacher Funny van Dannen hat diese Entwicklung in einem satirischen Lied mit dem Titel „Chinesischer Dissident“ kommentiert, worin er

singt: „Ich möchte einen festen Brieffreund haben, [...] / Er darf auch dritte Welt sein, aus 'nem Land, das niemand kennt, / Aber am liebsten wäre mir so ein chinesischer Dissident [...].“

Der Reduktionismus in der Wahrnehmung Chinas zeigt sich schließlich auch im aufgezeigten Schwanken der Referenzpunkte Mao und *Tao*. So schrieb Mary Erbaugh zu den Folgen einer derartig eingegengten Kenntnisnahme:

Wenn Mao und *Tao* fast die einzigen oft zitierten [Begriffe] darstellen, bleibt ein Universum von Kunst verschlossen, unsichtbar und ungehört, zusammen mit viel potentiell wertvollem chinesischem theoretischem Einfluss.²³

5.2 Dämonisierung Chinas

Die erwähnten reißerischen und tendenziösen Aufmachungen der Zeitschriften sprechen eine deutliche Sprache und benötigen eigentlich keinerlei weitere Kommentierung. So stellte der Sinologe Wolfgang Kubin hierzu fest: „Nach dem Untergang der Sowjetunion firmiert die Volksrepublik China gleichsam als das neue Reich des Bösen. Kein Land der Welt hat eine solch schlechte Presse in Deutschland.“²⁴

China ist somit zum neuen Feindbild unserer Medien geworden. Für die meisten stellt es gleichsam ein Monster dar, so dass Rey Chow 1998 im Zusammenhang mit der Übernahme von Hong Kong (im Jahre 1997) vom „King Kong-Syndrom“ sprach: „China – ein spektakuläres primitives Monster, dessen Despotismus es notwendig erscheinen lässt, dass seine Menschen von außen gerettet werden.“²⁵

Hierzulande genießen in gewissen Milieus Komödianten einen guten Ruf, so auch Jan Böhmermann, der sich in seinem Podcast „festundflauschig“ in folgender Weise über die Chinesen äußert, nämlich bei der Zubereitung von Fleisch: „[...] durchgesuppt wie beim echten Chinesen, wo man nicht weiß: Ist das jetzt ein gebratener Mensch, Hund, Katze, Fledermaus – es kann eigentlich alles sein [...].“

In diesem politischen Umfeld ist es nicht verwunderlich, wenn der Titel eines Online-Artikels der einflussreichen Wochenzeitung *DIE ZEIT* (2.5.20) zum Corona-Ausbruch in China lautet: „China-Versteher machen alles noch schlimmer: In Politik und Medien gibt es eine Tendenz,

23 Erbaugh 2002, 210-211.

24 Kubin 1998, zitiert nach Trampedach 2000, 9.

25 Chow 2005, 304ff.

Kritik an Peking zu beschwichtigen. Doch damit schadet man all jenen in China, die sich mutig dem Regimediktat widersetzen.“ Ob nun „China-Versteher“ oder *China Basher* „alles noch schlimmer“ machen, darüber ließe sich sicher trefflich streiten; allerdings scheint doch hier im Untertitel eine Umkehrung der Verhältnisse herbeigeredet zu werden, um sie dann zu kritisieren, denn eine Tendenz in Politik und Medien, Kritik an China zu beschwichtigen, ist eigentlich nirgendwo zu beobachten.

5.3 China-Politik ist deutsche Innenpolitik

So ist die deutsche China-Politik in gewissem Maße und in erster Linie zur deutschen Innenpolitik geworden. So hieß es wiederum in der *ZEIT* vor einigen Jahren (2.9.07): „Wer in China [als Politiker] die Einhaltung der Menschenrechte anmahnt, gilt als mutig in Deutschland. Wer es nicht tut, als Versager.“ Und zur Rolle der Medien und Politiker bei der Entstehung eines Zerrbildes von China sagte einmal Frank-Walter Steinmeier (damals noch als Außenminister, F.A.Z., 23.11.07):

Im Moment haben wir hier in Deutschland viele, die machen ihrem Ärger gegenüber China Luft, greifen zu großen Gesten und symbolischen Handlungen. Dieser Weg sichert die Aufmerksamkeit der Massenmedien, schließt an an gängige Vorurteile und bestätigt bestehende Befürchtungen. Er ist sozusagen Boulevard-kompatibel. Das ist ja auch nicht unwichtig, gerade für Politiker nicht. Leider. [...] Zumeist trägt dieser Weg – im besten Fall – nur etwas zur Schilderung des Problems in Deutschland bei. Aber nichts zur Lösung in China. Ich jedenfalls glaube nicht, dass sich die chinesische Realität nach dem Applaudimeter der deutschen Presse richtet.

So ist zu fragen, ob die heute dominante chinakritische Perspektive die zwingend richtige Sicht auf China ist? Man müsste die Frage bejahen, wenn man das Verständnis der Medien seitens der Journalisten als Kontrollorgan und eine zuvorderst kritische Berichterstattung als essentiell betrachtet. Außerdem spiegelt das aufgezeigte negative Chinabild nur den heutigen hiezulande gültigen Zeitgeist bzw. den politisch-moralischen Mainstream („nordatlantische Werte“) wider. So entspreche Chinas Vorgehen in Hongkong oder Xinjiang einfach nicht den Vorstellungen einer „werteorientierten Politik“; man kritisiere ja nur die chinesische KP und deren fehlgeleitete Politik, aber nicht das chinesische Volk oder China. Die Frage ließe sich jedoch ebensogut verneinend beantworten, denn die negative ist auch nur eine mögliche Perspektive auf China – und zwar mit einer höchst selektiven Wahrnehmung und Bewertung von Welt-

problemen sowie in einer das Eigenbild der Europäer, Amerikaner und deren Freunde sehr entlastenden Weise. So sind beispielsweise folgende zwei Bücher aus völlig unterschiedlicher Perspektive verfasst und offerieren demzufolge ganz unterschiedliche Bilder: Clive Hamilton und Mareike Ohlberg, *Die lautlose Eroberung: Wie China westliche Demokratien unterwandert und die Welt erobert*,²⁶ auf der einen Seite, und Robert Fitzthum, *China verstehen: Vom Aufstieg zur Wirtschaftsmacht und der Eindämmungspolitik der USA*, auf der anderen. Suggestiert bei ersterem allein der Titel dem deutschen Leser, dass es China – beim Ausdehnen seiner Einflussnahme (was man der USA unhinterfragt zugesteht) – um nichts weniger als die Eroberung der Welt geht, so zeigt letzteres detailgenau die Eindämmungspolitik der USA gegenüber China, die erst zu den hierzulande als „aggressiv“ wahrgenommenen Reaktionen führt, so z.B. im südchinesischen Meer.

Es würde sich an dieser Stelle lohnen, einmal einen Perspektivwechsel oder, in den Worten von François Jullien, einen „Ortswechsel des Denkens“²⁷ vorzunehmen, nämlich zu erwägen, wie China von China aus gesehen wird – und dabei zu betrachten, was in der Berichterstattung über China hierzulande in der Regel keine Berücksichtigung findet. Da wäre als erstes die in den letzten 40 Jahren erfolgte Wohlstandsmehrung und Armutsbekämpfung zu nennen. Auf diesem Gebiet hat China Erstaunliches geleistet, indem es in dieser Epoche ca. 600–700 Millionen Menschen aus bitterster Armut befreite – eine auch von der UN anerkannte Leistung, worauf man in China zurecht stolz sein darf. So spricht auch Kishore Mahbubani von den letzten Jahrzehnten als den „besten 30 Jahren“, die China in seiner Geschichte je hatte.²⁸ Des Weiteren spielt seiner Ansicht nach die geopolitische Rivalität mit den USA eine Rolle, dass nämlich der Aufstieg Chinas dort als Herausforderung für deren hegemoniale Weltstellung wahrgenommen wird, was zu ungerechtfertigt einschränkenden, wenn nicht zerstörerischen Maßnahmen gegenüber Chinas Hightech-Firmen und zu einer wirtschaftlichen und militärischen Eindämmungspolitik geführt hat. Der islamistische und separatistische Terrorismus in Xinjiang hat in der Berichterstattung hierzulande ebenfalls keine Bedeutung, ist aber ein Problem, das bei über 400 Toten durch Terrorakte seit

26 Der Titel der englischen Originalausgabe lautet: *Hidden Hand: Exposing How The Chinese Communist Party Is Reshaping The World* (2020).

27 Jullien 2002.

28 Mahbubani 2020, 11, 140.

dem Jahre 2000 in China von höchster Wichtigkeit geworden ist. Bezeichnenderweise haben die USA den Anschlag in Kunming im Jahre 2014 mit 31 Toten nie als Terrorakt anerkannt. Auch haben sie im Oktober 2020 die seit 2002 vom UN-Sicherheitsrat als Terrororganisation geführte separatistische Bewegung ETIM (Islamische Turkestan-Partei) von ihrer Liste der Terrororganisationen gestrichen. Und letztlich spielt die jüngere Geschichte im Bewusstsein der Chinesen eine Rolle, über die man sich hier offenbar wenig Gedanken macht, nämlich die Geschichte der Demütigung durch den europäischen Kolonialismus und Imperialismus. Der Harvard-Historiker J. K. Fairbank hat einmal pointiert bemerkt, dass „der Versuch die chinesische Revolution ohne erhebliche Kenntnis der chinesischen Geschichte zu verstehen, einem Blindflug ins Gebirge“ gleiche.²⁹ Dass z.B. Hongkong mit dem ersten „ungleichen Vertrag“ 1842 an England abgetreten werden musste, ist in China allseits präsent – verbunden mit Unverständnis hinsichtlich der politischen Unterstützung der Protestbewegung durch den Westen. Wahrscheinlich würde ein chinesischer Politiker, der im Konflikt um Territorien, die einmal China zu Zeiten seiner größten Schwäche im 19. Jh. entrissen wurden, nachgiebig erscheint, schlagartig seinen Rückhalt im eigenen Land verlieren.³⁰ So gibt es hierzulande auch kein Verständnis für den „Chinesischen Traum“, nämlich den Wunsch nach einer Renaissance Chinas als wohlhabendes und starkes Land, das nie wieder von fremden Mächten drangsaliert wird.

Die negativen Berichte über China im Westen sind in China selbst nicht unbemerkt geblieben. Sie werden dort vielmehr weit und breit rezipiert und haben dazu geführt, dass das früher eher positive, nämlich vorbildhafte Bild des Westens in China sich nun ebenfalls zunehmend in eine negative Richtung verändert. Diese Auswirkungen werden hier offenbar gar nicht bedacht, sie sind jedoch gravierend und besorgniserregend. Sie führen nämlich auch zu einer ideellen Entkopplung zwischen China und dem Westen, die von vielen sogar als schlimmer als die drohende wirtschaftliche Entkopplung gesehen wird.³¹

Es stellt sich zum Schluss die Frage, warum sich das China-Bild seit drei Jahrzehnten immer negativer eingetrübt hat. Kerry Brown, Autor

29 Fairbank 1989, 20.

30 Mahbubani 2020, 22.

31 Persönliche Kommunikation mit Prof. Sun Jin von der Peking Normal University.

von *Die Welt des Xi Jinping* (2018), hat in einem Interview versucht, darauf eine Antwort zu geben, wobei er die Situation heute mit der Zeit nach 1989 vergleicht:

Damals blieb China relativ rückständig und marginal. Jetzt ist es die zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt und ein weitaus größerer geopolitischer Akteur. Es steht kurz davor, irgendwann im nächsten Jahrzehnt die größte Volkswirtschaft der Welt zu werden. Dies ist wirklich das letzte Ergebnis des Narrativs vom „Ende der Geschichte“, die man in den 1990er Jahren für möglich hielt, als die UdSSR zusammenbrach und man das Gefühl hatte, dass die Tage des Kommunismus vorbei seien. China ist die ultimative „unbequeme“ Tatsache – ein Land, das entschlossen an seinem politischen System festhält und das diese Unverschämtheit noch dadurch verschlimmert, dass es den Anschein erweckt, als würde dieses System Ergebnisse liefern, die mit kapitalistischen Systemen konkurrieren können, wenn es um Wachstum usw. geht. Ich denke, das ist der Grund für einige der Ressentiments, die man gegenüber China hegt. China am Rande des ewigen Zusammenbruchs war immer etwas, womit die Außenwelt zufrieden war. China als Gewinner – das ist ein viel schwierigeres Unterfangen!³²

So lassen sich schließlich drei Konstanten des Chinabildes im Laufe der Geschichte festhalten:

1. Das Chinabild unterlag während der hier aufgezeigten Periode großen Schwankungen: Einer mehrhundertjährigen Periode eines positiven Chinabildes folgte Ende des 18. Jahrhundert eine Umkehrung, während der China etwa gut einhundert Jahre lang ein ausgesprochen schlechtes Image hatte. Während des 20. Jahrhunderts ging es in immer schneller werdenden Abständen mal rauf und mal runter, wobei diese schnellen Schwankungen in jüngster Zeit den Eindruck eines ambivalenten Bildes hinterlassen. Richard Dawson beschreibt das Phänomen deshalb treffend als „chinesisches Chamäleon“.³³ Das Schwanken zwischen Vorstellungen von einem „Land der Wunder“ und einem „Land der Monster“ hat sich jedenfalls über Jahrhunderte bis heute gehalten. Um wiederum zwei Buchtitel als beispielhaft dafür anzuführen: Frank Sieren: *Zukunft? China! Wie die neue Supermacht unser Leben, unsere Politik, unsere Wirtschaft verändert*, und Kai Strittmatter, *Die Neuerfindung der Diktatur. Wie China den digitalen Überwachungsstaat aufbaut und uns damit herausfordert*. Der Utopie auf der einen Seite steht die Dystopie auf der anderen gegenüber.

32 Brown 2020.

33 Dawson 1967.

Man könnte auch sagen, um einen inzwischen in die politische Kampfzone geratenen Begriff (falsch...) zu gebrauchen: Wir haben „China-Versteher“ auf der einen Seite und *China Basher* auf der anderen.

2. China bildet immer noch eine Gegenwelt zu Europa. Alles ist dort anders: Die Schrift kennt keine Buchstaben und erscheint uns wie „Hieroglyphen“; das Schreiben geschah früher vertikal statt horizontal (heute nur noch optional, sowie in Hongkong und Taiwan), so öffnet man auch Bücher von hinten statt von vorn; zur Begrüßung gab man sich früher gleichsam selbst die Hand; man trägt weiße statt schwarzer Trauerkleidung; der Kompass zeigt nicht nach Norden, sondern nach Süden – zumindest, wenn man seine wörtliche Bedeutung auf Chinesisch kennt (*zhinanzhen* – Nadel, die nach Süden zeigt). Im Grunde sind die Bewohner Chinas unsere Antipoden; also steht die Welt dort gleichsam für uns auf dem Kopf: Das heißt, China ist, in den Worten von Michel Foucault, die „Heterotopie“ – das „Andere“. So schreibt Mobo Gao in seinem Buch *Constructing China*:

Die Konzeptualisierung der „Chinesen“ bedeutet, dass sie das „Andere“ darstellen, egal in welcher Hinsicht. Sie waren das Andere früher, und zwar vom Gesichtspunkt der Rasse und Kultur her gesehen, und sie sind das Andere nun in politischer Hinsicht. Es gibt keine moralische Basis für die „Chinesen“, etwas Positives über China zu sagen. [...] Der Westen akzeptiert sie nur, wenn sie als Dissidenten gegenüber dem chinesischen Staat auftreten.³⁴

So konstatiert Mobo Gao, dass wir uns „unser China“ „konstruieren“, und zwar auf der Basis einer jahrhundertelangen westlichen „Diskurshoheit“.

3. China ist nach wie vor der Inbegriff von Unverständlichkeit. Damit verbinden sich Vorstellungen von zwar „immer nur lächelnden“, doch „niemals ihr wahres Gesicht zeigenden“ Chinesen. Es bleibt das „Geheimnis des Ostens“: Was einem früher als „böhmisches“ Dorf erschien, kommt einem heute eher „chinesisch“ vor. Unser Verständnis von diesem fremden Land oszilliert allenfalls ein wenig und zwar zwischen den Referenzgrößen *Tao* und *Mao*. So fasste einmal der deutsche Humorist Lorient die für uns nur schwer verstehbaren Geschehnisse in diesem rätselhaften Land in folgende vielsagende vierteilige Karikatur (genannt „Der Kommentar“ und wahrscheinlich um 1976, also zur Zeit der Verhaftung der sogenannten „Vierbande“, entstanden):

34 Gao 2017, 207.

Die Lage in China wäre übersichtlicher, wenn es gelänge... ..nicht nur Tschang Tschung Tschiao und Tschiang Tsching... ..durch Tscheng Tschiao Tschung und Tschin Tsching Tschiao, sondern auch... ..Tscheng Tschang Tschiao durch Tschung Tsching oder Tsching Tschung zu ersetzen.

Es wurde bereits im Kontext des 19. Jahrhunderts erwähnt, dass die Veränderungen des Chinabildes nicht so sehr mit Veränderungen in China selbst, sondern mit den politischen und sozialen Wandlungen in Europa zu tun hatten. Heute ist es nicht anders: Das Chinabild sagt eigentlich wenig über China selbst aus, sondern eher etwas über die eigene nationale Befindlichkeit sowie unsere eigenen politischen Präferenzen und Ängste. Damals, zur Zeit von Wilhelm von Rubruk, der nur bis zur Schwelle Chinas gelangte, war es das Bemühen um Missionierung und religiöse Bekehrung der Heiden; zu Zeiten Marco Polos war es der Wunsch nach einer besseren Welt; die Vision einer erleuchteten Herrschaft in der Zeit der Aufklärung; das Belachen von Rückständigkeit in Zeiten politischer und industrieller Revolutionen; und nun, in der jüngsten Zeit, mit China als „Gewinner“ und als „ultimativ unbequemer Tatsache“, die Ängste um den Wirtschaftsstandort und der Fokus auf Demokratie, Pluralität und Menschenrechte, getrieben von politischem – statt religiösem – Sendungsbewusstsein.

So bildet auch heute noch – trotz immer umfassenderer Informationen über das Land – China gleichsam eine Projektionsfläche unserer eigenen politischen Vorlieben und Vorurteile. Dies bestätigt eine alte Lebensweisheit, wie sie z.B. der jüdische Talmud formuliert: „Wir sehen die Dinge nicht, wie *sie* sind, sondern wie *wir* sind.“

Literatur

- Bauer, Wolfgang. „Die Rezeption der chinesischen Literatur in Deutschland und Europa“, in: Debon 1984, 159-192.
- Berger, Willy Richard. *China-Bild und China-Mode im Europa der Aufklärung*. Köln: Böhlau, 1990.
- Brown, Kerry. „Here’s Hoping’: Interview with Professor Kerry Brown on His New Book *The World According to Xi*“ (26.9.2020); <http://www.mediaudies.asia/heres-hoping-interview-with-professor-kerry-brown-on-china/> (zuletzt 10.02. 2021).
- Chow, Rey. „King Kong in Hong Kong; Watching the ‘Handover’ from the USA“, *Social Text* 16.2 (1998), 93-108.

- Dawson, Raymond. *The Chinese Chameleon: An Analysis of European Conceptions of Chinese Civilization*. Oxford: Oxford University, 1967.
- Debon, Günther (Hg.). *Ostasiatische Literaturen*. Wiesbaden: Aula, 1984.
- Defoe, Daniel. *Robinson Crusoe: erster und zweiter Band*, üs. von Franz Riederer. München: dtv, 1976 [Nachdruck 2010].
- Erbaugh, Mary (Hg.). *Difficult Characters: Interdisciplinary Studies of Chinese and Japanese Writing*. Columbus: National East Asian Languages Resource Center, 2002.
- . „Ideograph as Other in Poststructuralist Literary Theory“, in: Dies. 2002, 205-224.
- Fairbank, John King. *Geschichte des modernen China. 1800–1985*. München: dtv, 1989.
- Fang, Weigui. *Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871–1933: Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie*. Frankfurt: Lang, 1992.
- Fesser, Gerd. „Hunderte deutscher Kaufleute werden jauchzen“, *DIE ZEIT* 1997.47, 16.
- Frayling, Christopher. *The Yellow Peril: Dr. Fu Manchu and the Rise of Chinaphobia*. London: Thames & Hudson, 2014.
- Gao, Mobo. *Constructing China: Clashing Views of the People's Republic*. London: Pluto 2017.
- Gollwitzer, Heinz. *Die Gelbe Gefahr: Geschichte eines Schlagworts. Studien zum imperialistischen Denken*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1962.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, hg. von Ludwig Boumann, mit einem Vorw. von Karl Ludwig Michelet. 3 Bde. Sämtliche Werke, 17-19. Stuttgart: Frommann, 1965.
- Heyndrickx, Jerome. *Philippe Couplet, S.J. (1623–1693): The Man Who Brought China to Europe*. Nettetal: Steyler, 1990.
- Hsia, Adrian (Hg.). *Deutsche Denker über China*, Frankfurt: Insel, 1985.
- und Sigrid Hofert (Hg.). *Fernöstliche Brückenschläge. Zu deutsch-chinesischen Literaturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Bern: Peter Lang, 1992.
- Jullien, François. *Der Umweg über China: Ein Ortswechsel des Denkens*. Berlin: Merve, 2002.
- Kubin, Wolfgang. „Opium und himmlischer Friede“, *Zeitschrift für Kulturaustausch* 48.4 (1998), 37-39.

- Le Comte, Louis Daniel. *Nouveaux mémoires sur l'état présent de la Chine*. Paris: de Lorme & Roger 1696 [Üs. *Das heutige Sina*. Frankfurt: Riegel, 1699].
- Leibniz, Gottfried Wilhelm. *Das Neuste von China (1697): Novissima Sinica*, mit ergänzenden Dokumenten herausgegeben, übersetzt und erläutert von Heinz Günther Nesselrath und Hermann Reinbothe. Köln: Deutsche Chinagesellschaft, 1979 [zitiert nach der Neuauflage München: iudicium, 2010].
- Leutner, Mechthild und Klaus Mühlhahn (Hg.). *Kolonialkrieg in China: Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901*. Berlin: Links, 2007.
- Mackerras, Colin. *Western Images of China*. Oxford: Oxford University, 2000.
- Mahbubani, Kishore. *Has China Won? The Chinese Challenge to American Primacy*. New York: Public Affairs, 2020.
- Overholt, William H. *The Next Economic Superpower*. London: Weidenfeld & Nicolson, 1993 [Neuaufgabe 2010].
- Pohl, Karl-Heinz. *China für Anfänger: Eine faszinierende Welt entdecken*. Bochum: Europäischer Universitätsverlag, 2020.
- Reichert, Folker. *Begegnungen mit China: Die Entdeckung Ostasiens im Mittelalter*. Sigmaringen: Thorbecke, 1992.
- Reichwein, Adolf. *China und Europa: Geistige und kulturelle Beziehungen im 18. Jahrhundert*. Berlin: Oesterheld, 1923.
- Ropp, Paul. *Heritage of China: Contemporary Perspectives on Chinese Civilization*. Berkeley: University of California, 1990.
- Schuster, Ingrid. *Vorbilder und Zerrbilder: China und Japan im Spiegel der deutschen Literatur 1773–1890*. Bern: Peter Lang, 1988.
- Spence, Jonathan. „Western Perceptions of China From the Late Sixteenth Century to the Present“, in: Ropp 1990, 1-14.
- Sykes, Percy. *Europa sucht China*. Leipzig: Goldmann, 1938 [Originalausgabe *The Quest for Cathay*. London: Black, 1936].
- Trampedach, Tim. „Das neue ‚Reich des Bösen‘? Die Volksrepublik China in den deutschen Medien 1949 und 1999“, *Berliner China-Hefte* 18 (Mai 2000), 3-10.
- Vogel, Hans Ulrich. *Marco Polo Was in China: New Evidence from Currencies, Salts and Revenues*. Leiden: Brill, 2012.
- Wood, Frances. *Did Marco Polo Go to China?* London: Secker & Warburg, 1995 [Üs. *Marco Polo kam nicht bis China*. München: Pieper, 1996].